

Wert Schillers für unsere literarische Erneuerung.

Die Helden Homers rühmten sich vor ihren Kämpfen laut und stolz ihrer großen Vorfahren. In jedem Kampfe gegen das Gemeine, Verworfene und Rückschrittliche sollten wir es ihnen gleichtun, sollten wir uns erinnern und uns rühmen der herrlichen Vorfahren, der Ahnherren unseres Dichtens und Denkens. Je ferner sie zeitlich werden, desto reiner und geklärt erscheinen sie, desto deutlicher erkennen wir, mit welchem Recht wir uns ihrer Taten rühmen dürfen und mit welchem Nutzen wir das Schwert führen, das ihre Lebensarbeit geschliffen." So leitete der Urentel Schillers einen Festaufsatz zur 150. Geburtstagsfeier des Dichters ein, und er führte diesen Beisatz nach den feinen Gedanken aus, die er in dem hübschen Heftchen „Schillers Weltanschauung und unsere Zeit“ dargelegt hat. Alex. v. Gleichen-Rußwurm will Begeisterung für seinen großen Ahnen erwecken und deshalb vertiefteres Verständnis in unserer ganzen Auffassung Schillers für die Gegenwart vermitteln. Darin stimmt er mit dem Urteil überein, in das E. Kühnemann sein treffliches Buch „Schiller“ einschließt. „Die ganze Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen, ist eine notwendige Aufgabe der Zeit“, heißt es im Vorwort, und der Schluß des Werkes gipfelt in dem Satz: „Wer ihn verstanden, blickt aus den Verzerrtheiten der Gegenwart auf ihn als den ernsten und klaren Verkünder dessen zurück, was uns not tut.“

Derselben Aufgabe eines geklärteten Verständnisses für unsern großen Dichter soll ein neues Buch dienen, das den eigentlichen Wert Schillers, den „Wesenskern“, in seinen Dramen sieht¹. Der Verfasser bekennt von sich, daß er „kein Schillergelehrter, sondern ein Schillerfreund sei und bei seiner Arbeit gelehrte, philologisch-kritische Fach- und Forscherinteressen bewußt zurückgedrängt habe, ohne damit ihre Bedeutung für die Aufhellung sprachlicher, stilistischer usw. Einzelheiten verkleinern zu wollen“. Daraus

¹ Franz Schnaß, *Der Dramatiker Schiller. Aufzeigung seines Werdens und Wesens durch einheitlich-vergleichende Betrachtung und ästhetische Erklärung seiner Dramen*. Mit 24 Bildbeigaben auf Kunstdruckpapier und zwei Handschriftenproben. (XX u. 779) Leipzig 1914, Ernst Wunderlich. M 8.—; geb. M 9.—

erklärt sich die verschiedenartige, ja ganz und gar gegensätzliche Aufnahme des umfangreichen Werkes. Während beispielsweise ein sehr wohlwollender Beurteiler in dem Verfasser „einen kenntnis- und verständnisreichen Führer“ sieht, der „den neu Kommenden, den erst Ahnenden den Weg zur Höhe zeigt und Aug' und Herzen für alle Weiten und Tiefen der erhabenen Schillerschen Welt zugänglich macht“¹, weiß ein anderer, wissenschaftlich denkender Buchbesprecher eine große Liste von Beispielen „für peinlichen Mangel an Wissen und Geschmac“ aufzustellen, zweifelt an dem „Können des Verfassers“, meint, „daß aus dem dicken Wälzer trotz der Versicherungen des Vorwortes nichts wirklich Neues zu lernen sei“, und „hofft, daß die Volksschullehrer, für die das Buch in erster Linie bestimmt zu sein scheint, es als Ganzes ablehnen werden“². Beide Berichterstatter haben von ihrem Standpunkte aus recht; jener Lobredner hätte noch mehr Beispiele zur Erhaltung seines günstigen Urteils beibringen können, und diesem strengeren Richter wäre es wohl ein leichtes gewesen, das Verzeichnis seiner Ausstellungen noch zu erweitern. Mitten zwischen der warmen Empfehlung und der kalten Ablehnung liegt eine ruhig abwägende Würdigung, die sich an der feurigen Schillerbegeisterung freut und manch glücklichen Gedanken nützt und so die eigene sichere Auffassung mit dem neuen Reichtum erweitert. Ein Gutes zum mindesten hat das neue Schillerbuch: es lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Wert des Dichters für unsere literarische Erneuerung und deckt auch den innersten Kern dieses Wertes in seinen Dramen auf.

Es ist nicht so einfach und leicht, wie es scheint, die hohe Bedeutung Schillers für die offenbaren Schäden und Mängel unseres literarischen Lebens, ohne Übertreibung noch Unterschätzung, kurz und doch hinreichend verständlich darzulegen. Der jetzt so oft gehörte kurze Aufruf: „Zurück zu Schiller!“ fordert in seiner Allgemeinheit zu viel und birgt somit eine Überschätzung vom Werte des Dichters für unsere Zeit in sich. Dagegen wird in dem Stichwort der sog. Modernen: „Überwindung Schillers!“ eine ganz unwürdige Verkennung des idealen Dichters ausgesprochen. „Los vom Fremden, los von der Entartung und zurück zu Schiller!“ so lautet die glücklich gefaßte Losung für die Neugestaltung unserer Literatur; darin liegt Schillers Bedeutung wahrheitsgetreu und sachverständig ausgedrückt.

¹ Pharus 6. Jahrg., 11. Heft, 477.

² Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 66. Jahrg., 10. Heft, 895 ff.

Stimmen. 91. 3.

An seinem hohen „Idealismus“ mag unser vielfach krankhaftes Schrifttum genesen und frisch und kraftvoll sich neu gestalten.

Daß das literarische Leben der Gegenwart erst eine gründliche Heilung und kräftige Gesundung nötig hat, um zu neuer Blüte zu erstehen, ist in „schwarzumrandeten Schilderungen“ mehr als genug geklagt worden. Weil aber unfruchtbares Zammern nicht heilt, eher die Krankheit verschlimmert, hat es auch an wohlmeinenden Ratschlägen nicht gefehlt, die leider vielfach nur die künstlichen Mittel von Kurpfuschern und Quacksalbern empfahlen. Zunächst muß der eigentliche Sitz des Übels erkannt werden. Die Krankheitserscheinungen wuchern so vielgestaltig, daß es eines geschärften und kundigen Auges bedarf, um den Herd der Ansteckung zu entdecken. An Literaturmasse fehlt es nicht, eher muß eine Überfülle bedauert werden; aber an Blutarmut leiden die vielen Gestaltungen und Schöpfungen der Gegenwartsliteratur, und die schimmernde Frische ihrer Erscheinung offenbart sich dem prüfenden Blick als die täuschende Schwindsuchtsröte des geistigen Siechtums. Ohne Bild gesprochen: „Inhaltlosigkeit und Gedankenarmut“, das ist des Pudels Kern. Um sie zu vertuschen, werden die krankhaftesten Versuche gemacht; vor allem soll der Stoff „neu“ sein, d. h. im Sinne dieser Dichter recht fremdartig und weit entlegen. „In der Darstellung solcher Stoffe versuchen sie es mit seltsamen Kunststücken, die uns wie die Gesichtsverzerrungen von Wahnsinnigen anmuten und den Eindruck von Verrücktheit, den die gewählten Stoffe ohnehin schon vermitteln, noch verstärken müssen.“ So schildert Dr. J. Froberger dieses tolle Gebaren und begründet es mit krassen Beispielen aus der allerjüngsten Vergangenheit¹. Vielfach stellen sich die vermeintlich „neuen“ Stoffe als Anleihe aus der Fremde heraus, als Sumpfpflanzen mit stinkigem Geruch, der den gesunden Atem verpestet. Oder wenn so ein Dichter auf einen in der Literatur bereits bekannten Stoff verfällt, um ihn etwa aus einer erzählenden Darstellung auf die moderne Bühne zu übertragen — man denke beispielsweise an G. Hauptmanns „Der arme Heinrich“ oder „Der Bogen des Odysseus“ —, dann taucht er ihn erst in seine eigene Kunstflauge, die jeden zarten Schmelz verdirbt und unausföhrlich ekelhaft macht.

Zu der inneren Armut und Unehrllichkeit kommt noch ein äußeres, nicht weniger verderbliches Unheil und Elend in unserem literarischen Leben;

¹ Unsere literarischen Aufgaben. Bonn 1916, Verlag des Borromäus-Vereins.

es sind die unlautern Mittel, wodurch die so geschaffenen Dichtwerke massenweise verbreitet werden. Man könnte die künstliche Art und Weise der heutigen Büchervertreibung eine literarische Versicherungsgesellschaft m. b. H. nennen. Da gibt es, besonders in unsern Großstädten, festgeschlossene Ringe, die „über Erfolg und Mißerfolg gebieten, die Berühmtheiten schaffen und die Pforten des literarischen Tempels öffnen und schließen. Auf dem Felde der dramatischen Kunst haben einige wenige Unternehmungen die Alleinherrschaft“. Ja gerade die Bühne, die doch eine stille Stätte der Erhebung und eine hohe Schule der Volksbildung sein sollte, ist zu einem niedrigen Geldgeschäft geworden, und nur auf „ein volles Haus“ kommt es noch an, nicht auf die Kunst. Und wer etwa zu Beginn des ernüchternden Weltkrieges auf eine Besserung dieser trostlosen Zustände hoffte, der sieht sich leider, bis jetzt wenigstens, bitter enttäuscht. Abgesehen von einigen kraftvollen Machtsprüchen unserer Kriegsverwaltung gegen ganz unerhörte Ausschreitungen, wuchert das alte Übel ruhig weiter, gedeiht eher üppiger unter dem nichtigen Vorwande, das Volk wünsche Ablenkung von den blutigen Nachrichten aus den Kriegsschauplätzen. Was Goethe im Vorspiel zum Faust den „Direktor“ und „die lustige Person“ als ihre Grundsätze im Widerspruch mit den Auffassungen des „Dichters“ darlegen läßt, erscheint höchst harmlos im Vergleich mit den heutigen Zuständen. Doch es widert an, über leider schon zur Gewohnheit gewordene, unerquickliche Dinge zu sprechen, die so und so oft vergebens öffentlich an den Pranger gestellt wurden. F. Dahms „holdes Märchen — Von der echten Königstochter — Und der untergehobenen, falschen — Die sich für die echte ausgibt“ bewahrheitet sich insofern auch heute noch, als die echte nur so selten eine Rose aus dem Munde gleiten läßt, während die Lippen der falschen stets geöffnet sind, und die ekelhafte Kröte herauspringt. Wer es im großen Überblick sehen will, wie es in der „modernen deutschen Literatur“ von diesen ekelhaften Kröten wimmelt, der braucht nur in H. Hölzkes „Kritischer Studie über das Häßliche“ rasch zu blättern; die Schrift ist vor anderthalb Jahrzehnt geschrieben und müßte wohl bei einer etwaigen heutigen Neuauflage mindestens aufs Doppelte, wenn nicht noch stärker vermehrt werden.

Wie soll geholfen werden, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist? Dr. J. Froberger will in seiner „kleinen Schrift“ zunächst weniger von den Aufgaben der Künstler und Schriftsteller selbst sprechen, als vielmehr jene literarische Arbeit empfehlen, „die sich um die Aufnahmefähigkeit der

großen Lesermasse für gute Literatur bemüht". Er begnügt sich deshalb, der literarischen Entartung und der unwürdigen Sucht nach dem Fremden zwei anheimelnde Bilder echt deutschen bodenständigen Schrifttums gegenüberzustellen, die eine bessere Zukunft erhoffen lassen. Der Stolz unseres Volkes sind jene Dichtungen, die „seinen himmelanstrebenden Idealismus, seine innige Gemütsiefe, sein seelenvolles Familienleben und seine zarte Liebe zur Natur in sich schließen". Ein Volk, das Dichter hat wie Schiller, Uhland, Eichendorff, Mörike, Greif, Raabe, Fontane, eine Literatur, die vom Heliand und den Nibelungen bis zu Goethes Faust so viele herrliche Dichtungen mit tiefstem Hintergrunde aufzuweisen hat, kann eine Dichtung wie die der modernen Zeit nicht als die seine anerkennen. So zeigt es das erste Bild, und das andere richtet sich gegen das deutsche Erbklübel der Fremdtümelei. Es ist ein „rückschauender Blick auf jene großartige idealistische Literaturentwicklung von Klopstock und Herder bis zu Goethe und der Romantik: als im Gegensatz zur ausländischen Unnatur und Äußerlichkeit in Deutschland die lebendigen Ideen in der Literatur zum Durchbruch gelangten, als ein Schiller die Aufgaben schöner Dichtung mit den Zielen sittlicher Erhebung verband, als die Romantiker auf die Religion als auf die lauterste Quelle hoher Poesie hinwiesen. Diese große Epoche der deutschen Literatur bietet ein Bild von solcher Schönheit und Tiefe, wie keine Literatur es je in einer zugleich so abgerundeten und überwältigenden Gestalt dargeboten hat". In beiden Bildern steht Schiller im Mittelpunkt an dem ihm gebührenden Plage; die echten, dauernden Farben seines hohen Idealismus überstrahlen weit das trübe Gewiß und Gepinsel der „Entarteten" und der Fremdsüchtelei.

Schillers Wesenskern liegt in seinem Ehrentamen als „Dramatiker" ausgedrückt; „von dem aus läßt sich sein Denken und Dichten, seine Philosophie und seine Kunst einheitlich begreifen". In dieser Auffassung wird Fr. Schnaß mit Recht den Titel seines Buches „Der Dramatiker Schiller" gewählt haben; nur hätte er den Begriff des Dramatischen nicht bloß auf das Wort in seinem engsten Sinne einschränken dürfen. Zum mindesten doch lassen sich die glanzvollen Balladen des Dichters als Dramen im kleinen kennzeichnen, und gerade auf ihnen beruht, sicherlich nicht an letzter Stelle, die Volkstümlichkeit Schillers. Um so weniger sollte diese leichtere Dichtgattung in Rücksicht auf die Gegenwart bei der Wert-schätzung des hohen Vorbildes für unsere literarischen Zustände nur so ganz nebenher erwähnt werden, zumal die „Moderne" für ihre gattungs-

ähnlichen Erzeugnisse „heutzutage“ sogar die alte Begriffsbestimmung der Ballade ändern zu müssen meinte. Was Schillers Schöpfungen auf dem Gebiete der Kleinepik im einzelnen für ihre Zeit waren, das sind sie bis heute geblieben, und sie werden auch fernerhin vorbildlichen Wert bewahren: großzügige Erzählungen, die tiefe Gedanken enthüllen, „wahrhaft schwellend in der Freude an der anschaulichen Fülle der Welt“. Ordnet man aber erst diese echten Edelsteine der feinsten Kleinkunst zu einem größeren Schmuckstück zusammen, wie es schon vor einem halben Jahrhundert ein wohlbekannter Schulmann geistvoll getan hat¹, so gewinnt der einzelne Stein auch noch an äußerem Wert. Der vertraulichste Kenner Schillers, der zugleich mit ihm den Vorbeerkranz hält, hat den Zauber in des Freundes Dichtung, ihren inneren und äußeren Wert am besten erklärt, als er zu Eckermann sagte: „Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gefinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird.“ Darin besteht der Reiz der Schönheit und Kunst, daß sich Inhalt und Form zum höchst möglichen Grade der Einheit vereinen; je höher die Idee und je glanzvoller der Ausdruck, desto erhabener steht das Kunstwerk.

„Wie einen Kaisermantel prächtig,
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte raucht sie mächtig.
Von Wohl laut und von Fülle schwer.“

So preist F. Dahn das herrliche, faltenreiche Gewand, morein Schiller vor allem seine Balladen gekleidet hat. Aber der ideale Gehalt bleibt die lebenspendende Seele des Ganzen. „Und gerade diese Seele ist es, die uns anspricht, die nicht nur mit dem Auge der Kunst betrachtet und mit dem der Kritik erforscht, sondern auch mit dem Herzen empfunden und genossen sein will.“ Schillers Balladen sind die eigentlichen Kleinodien der deutschen Literatur; schon mancher der Spätgeborenen hat sie nachzuahmen versucht, erreicht noch keiner. Mag es auch hoch klingen, was der schillerbegeisterte alte Schulmann von Einsiedeln als Urteil über die Balladen des Dichters, der damit auf dem Gipfel seiner Kunst steht, ausgesprochen hat, das Lob darf nicht als übertrieben gelten: „Die Idee schreitet hier wie eine Königin einher, angetan mit königlichem Geschmeide.

¹ Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln — Schillers ideale Kunstbichtung — 1867. — Der ungenannte Verfasser ist der derzeitige Rektor des Stiftes, P. Benno Kühne.

Abwechselnd bewundern wir bald die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit, Einfachheit, dann wieder die Fülle, den Glanz, die Pracht dieser Gebilde, den Reichtum und Zauber der Sprache, die hier wie Musik tönt und durch ihren seelenvollen Rhythmus den Gipfel der Vollendung und Klassizität erreicht hat. Hier ist sie vollkommener Ausdruck des Gedankens, den sie nur schwach verhüllt und in seiner Schönheit überall durchscheinen läßt, und geschmeidig drückt sie dessen feinste Schattierungen vom Erhabenen bis zum Naiven aus.“ Wer sich klar machen will, was der so viel genannte Idealismus Schillers bedeute, der braucht nicht erst die lange Reihe seiner philosophisch-ästhetischen Aufsätze durcharbeiten oder deren Blüte, die sog. kulturhistorischen Dichtungen, in ihrer aufsteigenden Entwicklung zu würdigen verstehen, es genügt vollkommen, die Balladen mit ihrer reichen Gedankenfülle aufzufassen: Schillers ganzes, großes Reich der Ideen ist darin Wirklichkeit geworden. Der Dichter stellt uns großartig und ergreifend in geschichtlichen Bildern — „Kassandra“, „Polykrates“, „Ibykus“ — die altgriechische Auffassung von Welt und Überwelt so lebendig vor Augen, daß wir die unabwendbare Macht des unheimlichen Verhängnisses in ihrer vollen Gräßlichkeit mitempfinden, daß es uns selbst beinahe „grauet vor der Götter Rache“, und daß wir uns bei der Ohnmacht der bloß menschlichen Gerechtigkeit über die richtend im Verborgenen wachende göttliche Vergeltung herzlich mitfreuen. Die mehr allgemein menschlichen Ideen der Freundschaft und Liebe treten zwar auch in griechischem Gewande auf — „Bürgerschaft“, „Hero und Leander“ —, adeln aber des Menschen freies Tun. Damit schlägt sich wie von selbst die Brücke zu den christlichen Ideen im „Taucher“. Die Ballade, eine der berühmtesten und auch vollendetsten, spielt in der mittelalterlichen Zeit wie alle die nachfolgenden; sie warnt vor dem zu hoch gespannten Ehrgefühl: „der Mensch versuche die Götter nicht!“ „Ein kleines Nachstück zum Taucher“, wie Schiller selbst seine „Erzählung“ vom „Handschuh“ genannt hat, ergänzt auch nur die Idee vom Ehrgefühl in der Rache für eine frevelnde Beleidigung.

Und damit dieses leichtfertige Spiel mit der Ritterehre und seine gerechte Bestrafung auch ein Gegenstück habe, bewahrt der „Ritter Toggenburg“ seine treue Liebe bis zum Tode. Doch Schillers herrlichster Ideenreichtum und die ganze Tiefe seines Dichtergemütes offenbaren sich mit unübertroffenem Glanze in dem strahlenden Dreigestirn: „Der Gang nach dem Eisenhammer“, „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Der Graf von Habsburg“. Es sind die höchsten und heftesten

Pflichten des Christentums — die schlichte Frömmigkeit, die sich selbst bezwingende Demut und die Verehrung des göttlichen Waltens im Leben des einzelnen und der gesamten Menschheit —, die hier in den heiligsten Betätigungen des christlichen Lebens, der heiligen Messe, den Ordensgelübden und der Verehrung des Herrn in seinem Sakramente, verherrlicht werden.

So sieht Schillers Idealismus aus, wie ihn der Dichter auf der Höhe seiner Kunst anschaulich dargestellt hat. Nur in dieser Auffassung haben die Worte Kühnemanns in der Lebensbeschreibung des Dichters ihre berechtigte Geltung: „Hier heißt es, die ganze Tiefe des Schillerschen Idealismus ermessen. Er berauscht nicht sich und uns in schönen, schwärmerischen, jugendtaumlichen Gefühlen, sondern er gibt uns den festen und sichern Standpunkt zum Leben.“ Freilich führt der Entwicklungsgang des Dichter-Philosophen, wie er in seinen ästhetisch-philosophischen Schriften gezeichnet ist, erst auf manchen Zickzackpfaden nach der Höhe aufwärts, abwärts niemals. Schon in diesem Sinne wird Schiller „der Erzieher der Deutschen“. „An künstlerischer Kraft der Darstellung“, sagt weiter Kühnemann, „stehen Schillers philosophische Schriften hoch über denen Nietzsches. Dort ließ man sich all die Selbstberauschung und — verirrte — Phantastik gefallen, deren man Schiller fälschlich verdächtigte. Nichts ist in der Sache nüchterner, schärfer, männlicher als die Schillersche Philosophie.“ Noch in einem andern Sinne dürfe Schiller als Erzieher der Deutschen gelten: seine literarische „Reform kenne keine Schranken der Konfession; sie gehe auf die gemeinsame menschliche Bildung, in der wir uns alle zusammenfinden könnten“. Vielleicht läßt sich Kühnemanns Gedanke schärfer und richtiger mit P. Baumgartner so ausdrücken, „daß die religiöse Stimmung, die in den Balladen herrscht, den Dichter auch siegreich über konfessionelle Engherzigkeiten und Bedenken emporgetragen habe und Töne anschlagen lasse, in denen die tiefe Kluft der Trennung überbrückt, das Deutschland des Mittelalters wieder mit dem unserigen vereint zu sein scheine“.

Es erübrigt sich wohl, den Vergleich von Schillers idealistischer Auffassung der Welt und ihres Widerscheins in der Kunst mit dem, was die Modernen entbehren, vielleicht unbewußt ersennen, im einzelnen durchzuführen. Nur der besondere Gedanke, den des Dichters Urenkel in dem eingangs erwähnten Festaufsatz ausgeführt hat, sei kurz angedeutet. „Wir halten oft die Hand vor's Auge“ — v. Gleichen-Rußwurm steht mitten unter den Modernen —, „um all der Häßlichkeit zu entfliehen, die uns

umgibt. Das moderne, qualvoll suchende Ästhetentum ist nicht viel anders als ein Versuch, die Augen zu schließen und nichts zu sehen von dem Staub, der in dichten Wolken dem Boden entwirbelt. Wenn wir aber mehr verlangen von einem Schönheitskultus als künstlerisches Verbergen der Zweifel, Sorgen und Häßlichkeiten, dann müssen wir anknüpfen an Schillers Lehren und uns liebevoll in jene Philosophie versenken, die den innerlich befreiten Menschen befähigt, das Leben trotz aller Widrigkeiten zu einem reinen Kunstwerk zu machen."

Jakob Grimm spricht in dem Schlußwort seiner bekannten Rede auf Schiller einen Grundsatz aus, dessen Befolgung uns mit einem Schlag von allem Literaturjammer und -elend befreien könnte: „ein Volk solle doch nur große Dichter anerkennen, und zurückweichen lassen alles, was ihre majestätischen Bahnen zu erspähen hindere". Schiller scheint dafür gutes Beispiel gegeben zu haben, wenn anders es wahr ist, was Goethe zu Eckermann äußert; danach „habe er seine ersten Stücke nicht leiden können und sie nie spielen lassen, während er mit Goethe am Theater war". Und als Eckermann darauf erwiderte, „es sei schade darum, weil sie ihm trotz aller Roheiten doch tausendmal lieber seien als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger der neuesten Tragiker", sagte Goethe: „Das wollte ich meinen. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern." Welch vernichtendes Urteil müßte Goethe über die Allerneuesten, die sich selbst in spielerischer Eitelkeit die „Entarteten" zu schelten lieben, unter Spott und Entrüstung fällen, wenn er, ins Leben zurückgekehrt, ihre Erzeugnisse mit Schillers Dramen der letzten Zeit vergleichen könnte! Vielleicht hat ein Festredner, Prof. Wackernell, bei der großen Schillerfeier 1905 den rechten Ausdruck für das Empfinden gefunden, das eine Gegenüberstellung der Schillerschen Meisterwerke und der Moderne hervorruft: „Aus den trübseligen, baufälligen Bretterhütten der Moderne flüchtet man sich von Zeit zu Zeit gern wieder in die strahlenden Marmorpaläste der Schillerschen Tragödien: von Schwindsucht und Gehirnerweichung zum Kampf gewaltiger Naturen um ein großes Ziel, von der gemeinen Straßenwirklichkeit in die idealen Höhen verkürter Geschichtsdarstellung, die unser Herz nicht zusammenschürt, sondern ausweitert, die unsern Geist nicht niederdrückt, sondern ihm neuen Aufschwung verleiht zu allem Großen, Schönen, Guten." Das ist die ideale Wirkung der Meisterdramen Schillers, und auf diesen Grundpfeilern

ruht zumeist sein unvergänglicher Ruhm in der deutschen Dichtung sowie in der Weltliteratur. Wohl zu Unrecht ereifert sich Fr. Schnaß in seinem Schillerwerk darüber, daß die Jugenddramen des Dichters zu wenig gewürdigt würden; er behauptet beispielsweise von den Räufern, daß „sie zu dem Allerbesten gehörten, was Schiller geschaffen habe“. Schillers eigenes Urteil bestätigt diese allzu günstige Meinung von seinem „genialen Erstling“ nicht. Ähnlich greift Schnaß in seiner Schillerbegeisterung bei Besprechung der weiteren Jugenddichtungen den Ton etwas zu hoch. „Erst vom Wallenstein an bis zum Tell“, urteilt gerechter R. Wagner, „bezeichnet jedes der Schillerschen Dramen eine Eroberung auf dem Gebiete des ungekannten Ideals.“ Ein kurzer Überblick bestätigt diese sachliche Behauptung.

Wallenstein ist „als der dämonische, echt tragische Schicksalsmensch aufgefaßt, der sich selbst in die Neze seines unberechenbaren Ehrgeizes verstrickt, jammervoll darin untergeht und das alte Deutschland selbst in seinen Untergang mit hineinzieht“. So hat der Dichter seinen Helden aus der Parteien Gunst und Haß entwirrt und sein Charakterbild wohl idealisiert, aber doch lebenswahr dargestellt; die ganze Handlung mit all ihren vielverschlungenen Fäden entwickelt sich aus dem Charakter des Helden, der, „ungefättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht zum Opfer fiel“. Und welch ein Zauber der Sprache, so voll Wohlklang und Klarheit und der Stimmung jedes Sprechers angepaßt! Bald die flammendste Glut, bald die eisigste Kälte, gerade wie es als der lebendigste Eigenton dem Innersten des Redenden entströmt: eine solch erquickende Mannigfaltigkeit des Stils wird in der deutschen Literatur kaum ihr Gleichbild haben. Daher konnte Goethe in seiner ruhig und sicher abwägenden Urteilskunst den „Wallenstein“ so groß nennen, „daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden sei“. Ebenso wagte es Schiller in seiner „Maria Stuart“, die ausgetretenen Geleise der alten Parteiauffassung beherzt zu verlassen und getrost seiner idealen dichterischen Eingebung zu folgen; sie hat ihn im wesentlichen richtig geführt. Aus dem Gewirr der leichtfertigen elisabethanischen Welt, die er mit den satteften Farben gezeichnet hat, hebt sich die immer lichter und verklärter werdende Gestalt der unglücklichen Schottenkönigin leuchtend hervor, um als Märtyrin auf dem Blutgerüst zu enden. Wenn irgendwo, so hat Schiller hier gezeigt, was er unter dichterischem Idealismus versteht. Nicht überall nur das „Schöne“, d. h. dem weichen Gefühl Angenehme, damit die rauhe Wirk-

lichkeit nicht so hart empfunden werde, mit allem Lichtglanz herausstellen und die schwarze Bosheit ihr gegenüber mit Entrüstung brandmarken, nein, eine solche schlaffe Kunst hat Schiller, wie sein neuester Lebensbeschreiber mit Recht scharf hervorhebt, „bis in den Grund der Seele hinein verachtet und gehaßt. Er kennt das Leben, wie es ist, und gibt das Leben, wie es ist. Mehr als die nüchternste Einsicht — eine harte Illusionslosigkeit spricht aus seiner Darstellung der elisabethanischen Welt. Mit einem grausamen Realismus sind diese Menschen gesehen und wiedergegeben. So ruht der ganze Schillersche Idealismus auf dem schroffsten Realismus der Lebensanschauung. Er wäre sonst wirklich kein Dichter für Männer, und das sollte seltsam sein bei ihm, der nach seiner ganzen Artung der Mann unter unsern großen Schriftstellern ist.“ Erscheint das Bild des Lebens in „Maria Stuart“ nicht von der Masse und Macht, die im „Wallenstein“ alle Sinne gefangen nimmt, so kommt bei der „Jungfrau von Orléans“ wieder der äußere Glanz zugleich mit der inneren Größe zur Darstellung. An jedem neuen Werk wird Schiller ein neuer, größerer Künstler. Zudem galt es hier noch eine Ehrenrettung der edelsten Art. Das Engelsbild, das der gemeinste Spott eines schamlosen Glaubensleugners verhöhnt und in den Staub gezogen hatte, das hob der Dichter wieder zu den ewigen Sternen empor, indem er es mit Himmelsglanz umgab und mit dem Heiligenschein schmückte. Schiller nannte sein Werk eine „romantische Tragödie“, wie er den „Kampf mit dem Drachen“ als „Romanze“ kennzeichnete. Beide Schöpfungen wurzeln im christlichen Mittelalter, in beiden wird das demütige Heldentum verherrlicht, und für beide liegt die einzige Erklärung ihrer wunderbaren Erhabenheit und Größe in des Dichters eigener Deutung: „Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.“ Da konnte Goethe seinen Dank für das Stück in das Wort kleiden: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“ Noch auf eine besonders bedeutsame Stellung des Werkes für den Vaterlandsgedanken in Deutschland muß hingewiesen werden. Ohne Zweifel hat Schiller sein Drama unter dem Eindruck der Zeitgeschichte verfaßt, und so ist es mit Recht als „Hochgesang der Vaterlandsliebe“ gewürdigt worden; es half nicht wenig mit, den Glauben an das Vaterland für die kommende Erhebung in den Freiheitskriegen neu zu beleben und zu kräftigen, und auch wir hören sie mit Begeisterung, die stolzen Worte:

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland!

sowie die scharfe Rüge:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Ob nach einer solchen Höhe noch eine Steigerung möglich sei, könnte man fast bezweifeln. Und doch bedeutet „Die Braut von Messina“ eine weitere, besondere Kunstaufgabe Schillers, die er glänzend gelöst hat. Nicht eine äußere Anlehnung an Aeschylus, dessen Trauerspiele ihm durch Stolbergs Übersetzung nahegebracht waren, sollte seine neue Schöpfung werden, sondern eine völlig selbständige und ganz eigenartige Dichtung. Die griechische Kunstgröße der alten Tragiker wollte er für sein Drama gewinnen und dafür mußte er auch den Chor in seiner Art wieder einzuführen suchen. Das Wagnis war kühn und es hat nicht Schule gemacht; trotzdem „gehören die Chöre dieses Stückes zu dem Schönsten, das Schiller geschaffen hat“, und es „dürften uns diese Nieder nicht fehlen unter den großen Werken der deutschen Poesie“, urteilen die beiden Schillerkenner und -verehrer Baumgartner und Kühnemann. Der kunstfichere Körner bewies eine feinsinnige Auffassung, da er dem Dichter schrieb: „Mir ist kein modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in einem solchen Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Aber ein solches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im gesundesten, kraftvollsten Zustande des Geistes genossen. Rechne hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der künftigen Geschlechter.“ Zum mindesten hat Schiller seiner Begeisterung für die großen Dichter der Griechen in der „Braut von Messina“ beredten Ausdruck gegeben, ja er hat hier, ähnlich wie in der „Jungfrau von Orleans“, eine Ehrenrettung, nicht zwar persönlicher, aber sachlicher Art demselben Schänder Voltaire gegenüber vollzogen, wie es Baumgartner trefflich hervorhebt, wenn er sagt: „Während Voltaire die tiefsinnigste Sagenpoesie der Alten, z. B. in Prometheus, im Sinne der frivolisten heidnischen Entartung zu leichtfertigen Ballettstücken entwürdigte, hat Schiller in seiner ‚Braut von Messina‘ einen mittelalterlichen Stoff mit jenen erhabenen Grundgedanken der antiken Tragik durchdrungen und daran den Versuch geknüpft, auch den antiken Chor in seiner ergreifenden Majestät und Schönheit wieder zu erwecken und mit dem Gewebe der modernen Dramatik lebenskräftig zu verbinden.“

Und in seinem letzten vollendeten dramatischen Meisterwerk, in dem er Freiheit, Heimat und Vaterland in einen Klang zusammenfaßte, im „Tell“, erweist sich der Dichter ebenfalls als Befreier vom sittenlosen Franzosentum. Er selbst hatte anfänglich im Banne jener maßlosen Freiheitswut und krankhaften Gefühlschwelgerei gestanden; Natur und Freiheit waren Losungsworte seiner Jugend. Erst nach langem Ringen und Suchen hat er den ungebändigten, wilden Freiheitswahn Rousseaus überwunden und sich zu einer wahrhaft sittlichen Auffassung der Freiheit erschwungen. Im „Tell“ ist Schiller wohl der Dichter der Freiheit geblieben und offenbart auch die ganze Fülle des Naturempfindens, aber alles Krankhafte und Falsche ist abgestreift, und so erscheint er wieder als ein verwandelter Dichter in einer ganz neuen Kunst. Er schildert in dem Nationallied der Schweizer ein schlichtes, frommes Volk, das sich im Bewußtsein seines Rechtes mutvoll zusammenschart, um eine ihm von außen aufgedrängte, beschworenen Verträgen widersprechende Willkürherrschaft abzuschütteln. „Der Dichter weist hier die Jakobinermühe ebenso von sich wie den Geßlerhut und schwingt das Banner jener mittelalterlichen, gesetzlichen Volksfreiheit, in welcher noch glaubensfreudig das Kreuz prangt“, sagt P. Baumgartner, der als Schweizer fühlt und denkt und wohl deshalb von der Rütli-Szene meint, „sie sei vielleicht das Schönste, was Schiller gedichtet hat“.

Das kürzeste zusammenfassende Urteil über Schillers dramatische Schöpfungen, im Gegensatz zu den minderwertigen Machern seiner Zeit, hat Goethe geschrieben: „Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei, und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie, jedes wahre, reine Verhältnis mißachtend, ihre Schlechtigkeit in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen.“ Das liest sich gerade wie auf unsere Zeit abzielend und gibt einen Einblick in die ideale Bühne Goethes und Schillers zur Zeit ihres einträchtigen Zusammenwirkens. Schiller sah im Theater eine moralische Anstalt, nicht im Sinne von aufdringlichem Moralisieren, sondern in edler Auffassung von der sittlich wirkenden Kunst. „Die Kunst wirkt nicht deswegen allein sittlich“, sagt er, „weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.“ Alles Niedrige und Gemeine muß daher aus der wahren Kunst ausgeschieden bleiben. Das hat er in seinen „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und

Niedrigen in der Kunst" weiter dargelegt. Ein begeisterter Lobredner Schillers hat bei Gelegenheit der letzten Schillerfeier 1905 davon Veranlassung genommen, folgenden kräftigen Beifall an die „modernen Künstler" zu richten. „Seht sie, ihr Künstler, die ihr im ‚Milieu‘ wühlt und eure Ideale sucht auf den Reichtthäufen der Großstadtkultur, und lernet von Schiller Reinlichkeit. Würde er aus dem Grabe erstehen, er hielte euch abermals die Worte entgegen: ‚In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Berrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.‘ Schiller, den ihr als ‚Idealisten‘ bemäht, weil ihr keinen Sinn habt für seinen echten Realismus, hat, was euch fehlt: guten Geschmack und — große Gedanken. Kritisiert lustig seinen Stil, es gibt ganz gewiß manches an ihm zu tadeln, und der ganze Schiller redivivus wäre nicht das Universalmittel gegen die Zerfahrenheit in Kunst und Literatur; aber laßt euch von seinem Geist durchdringen! Das Ideale bei Schiller ist stets ein Erlebnis, und wenn er die Künstler auffordert, das Edle, das Ideale dichterisch zu gestalten, so ruft er ihnen auch zu: des Dichters erstes und wichtigstes Geschäft ist, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Das ist der Grundgedanke der vielgelästerten, aber in ihren leitenden Ideen stets gestenden Rezension der Bürgerschen Gedichte.“

Schließlich muß noch auf zwei große Wirkungen von Schillers dramatischer Tätigkeit kurz hingewiesen werden: seine Mitarbeit zur Hebung der Weimarer Bühne und seine Vorbildlichkeit für die bedeutenderen späteren Dramatiker. Goethe hat in einem kurzen Satz seine Bühne unter der Mitbeteiligung Schillers gezeichnet: „Wir wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indes der andern Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Mißwillens zu entwürdigen.“ Das vielberlästerte Buch P. Baumgartners über Goethe gibt von der Weimarer Bühne eine so glänzende Schilderung, wie sie selbst bei einem Bielschowsky vergebens gesucht wird. Da werden „wahre und wirkliche Verdienste" Goethes unter treuer Mitwirkung Schillers gutgebucht und der bildende Einfluß hervorgehoben, der sich über ganz Deutschland erstreckte und nicht nur die Bühne selbst, sondern auch Geschmack, Literatur, Poesie und Sprache wesentlich gefördert hat. Einen dreifachen Kranz von Stücken macht Baumgartner namhaft, der den Musentempel der Weimarer Bühne schmückte. Schillers Wallenstein, Maria Stuart, Die Jungfrau von

Orleans, Die Braut von Messina, Tell — Goethes Iphigenie, Tasso und der erste Teil des Faust bilden den ersten Kranz, „der sich in künstlerischer Hinsicht mit der besten Dramatik aller Zeiten und Völker vergleichen läßt“. Vom zweiten Kranze — Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos, Egmont und Die natürliche Tochter — meint Baumgartner, daß er zwar inhaltlich von zweideutigem Werte sei, „doch künstlerisch bei weitem alles überrage, was die neuere deutsche Dramatik bis dahin zustande gebracht habe“. Der dritte umfaßt die besten Stücke der Weltliteratur als wertvolle Beigabe zu den eigenen Werken der beiden Dichter. Selbst die kleineren Dramen und Singspiele, die Theaterreden und Maskenzüge, sowie Schillers Prologe und Huldigung der Künste werden als „von echt dichterischem Geiste durchweht und kunstvoll durchgeführt“ rühmend miterwähnt und daraus der Schluß gezogen: „Zum Ganzen vereint, wie sie denn größtenteils durch gegenseitige Anregung und unter freundschaftlicher Mitwirkung entstanden sind, bezeichnen die sämtlichen dramatischen Werke der beiden Dichter wirklich den Höhepunkt der deutschen Bühnenkunst.“ Das Hauptverdienst schreibt Baumgartner nicht so sehr Goethe als Schiller zu, ohne aber Goethes Leistungen als Bühnenleiter und Förderer der Schillerschen Kunst zu verkennen, geschweige denn zu verkleinern.

So gab es vormalseinst eine Bühne, sagen wir rückschauend in freudiger Anerkennung, aber um uns spähend suchen wir vergebens nach ihrer Erneuerung, und vorwärts blickend — dürfen wir noch Hoffnung auf Besserung hegen? Ist es wirklich wahr, was ein Festredner von 1905 auszusprechen gewagt hat, daß Schillers Ideen und Anschauungen gleich einem Strome durch unser ganzes heutiges Kulturleben fließen, und daß dieser Einfluß auch auf jene, die seine Werke nicht kennen, mittelbar einwirke, weil er sich durch alle Adern der Nation ergieße? Vielleicht muß man da mit Faust sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Schillers Andenken ist bisher zweimal vom ganzen deutschen Volke festlich gefeiert worden: das hundertjährige Gedächtnis seines Geburts- und seines Todestages. Daneben hat es manche kleinere Veranlassungen zur Ehrung des Dichters gegeben. Viel ist dabei in hochgespannter Begeisterung geredet worden, vielleicht nur wenig von dauerndem Werte. Einen solchen dürfen u. a. Schönbachs Ausführungen aus dem Jahre 1884 über „Schillers Verhältnis zur modernen Bildung“ beanspruchen, weil sie

so ernst und einfach gehalten sind; besonders wertvoll scheint der Schlußgedanke des stillen Gelehrten, der vom „schwachen und feigen Pessimismus“ der Zeit spricht: „Wir wollen nicht Gespenster sehen, dieweil die Sonne noch am Himmel steht. Aber wir wollen uns auch für die anschleichende Dämmerung bereiten. Wir tun es in fester Zuversicht, voll klaren Mutes, denn unser sind mächtige Schützer, und sie rufen wir zu Hilfe, die großen Geister unseres Geschlechtes; keinen darunter besser und mit stärkerem Vertrauen als Friedrich Schiller. Der Dichter, der in den ‚Briefen über ästhetische Erziehung‘ ein Ideal entworfen hat, das wir immer noch erst in die Wirklichkeit stellen müssen, ist auch der rechte Hort, zu dem wir trostschöpfend aufblicken. Der Dichter, der in strenger Selbsterkenntnis sein Bestes sich abrang neben Goethe, ist voll des heiligen Ernstes, den wir für unser Leben nicht entbehren dürfen. Er, der den siechen Leib zu aufreibender Arbeit zwang, ob der Noth der Stunde nie der höchsten Aufgaben vergaß, ist auch uns das Vorbild des Kämpfers für die freie Entfaltung aller Kräfte der Nation, er, der mannhafteste deutsche Poet, der hütende Genius unseres Volkes. Wir brauchen viel in unserer trüben und schweren Zeit, sehr viel von seinem kühnen Jugendmuth, von dem Troze wider alle Drangsal, der seinen Teller erfüllt, da er spricht:

Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbaute —

und der in den herrlichen Versen seines Reiterliedes erklingt:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Nikolaus Scheid S. J.